

Im letzten Augen-Blick

Das Projekt „Weltanschauung“ und eine Ausstellung in Palermo

Was ist Weltanschauung? Der Horizont, in den unser Schauen in die Welt tagtäglich eingebunden wird, sagt Hans-Georg Gadamer. Es gebe eine richtige und falsche Weltanschauung, fügt Kofi Annan hinzu. Falsch sei zu glauben, dass mehrere Welten existieren und wir uns allein um unsere eigene Welt kümmern müssten. Es gebe nur eine Welt und nur eine Menschheit, wie auch Menschlichkeit unteilbar sei. Das Schlüsselwort dabei, ergänzt schließlich Dario Fo, ist Aufrichtigkeit. Das sind drei von über einhundert Antworten, mit denen Philosophen, Schriftsteller, Wissenschaftler und Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens der Bitte nachgekommen sind, sich vor dem Hintergrund der ersten Jahre eines neuen Jahrtausends in einem kurzen Statement zum Begriff Weltanschauung zu äußern.

Paul Eubel, ehemaliger Leiter des Goethe-Instituts von Palermo, hat mit drei Freunden vor einigen Jahren das Projekt „Weltanschauung“ gestartet, das sich aber nicht nur an Denker und Lenker dieser Welt richtet, sondern vor allem an bildende Künstler. Eingeladen wurden Gegenwartskünstler aller Erdteile, auf einem kleinen festen Format von 22,5 mal 15 Zentimetern ihre ganz subjektive Ansicht von dieser Welt zu geben, zum Beispiel in Form eines Selbstporträts. Die Reaktion war überwältigend. In Palermo liefen Sendungen aus aller Herren Länder ein. Rund 130 Künstler schickten ihre Arbeiten: Elvira Bach und Ilya Kabakov, Anselm Kiefer und Tom Wesselmann (noch kurz vor seinem Tod), Louise Bourgeois und Sol Le Witt. Außerdem: Enzo Cucchi, Host Antes, Per Kirkeby, Günter Grass. Das schönste Selbstporträt stammt vielleicht von Mimmo Paladino: ein Gesicht, halb mit Japanpapier überklebt, sodass nur eine Augenform ausgespart bleibt, durch die der Blick frei wird auf die Welt, während das andere, geschlossene Auge nach innen blickt.

Repliken dieser rund 130 Tafeln hat Paul Eubel in einer Ausstellung, die jetzt in Palermo eröffnet wurde, zusammen mit den Statements in eine neue Hemisphäre eingebaut, die eine Art Selbstporträt der Welt zu Beginn des Jahrtausends bildet. Getreu dem Diktum von Jürgen Habermas: „Weil sich handelnde Subjekte in ihrer Kooperation gegenseitig unterstützen, dass sich jeder aus seiner Perspektive auf dieselbe Welt bezieht, gibt es die Welt nur im Singular.“

Die Originale sind dagegen, auf durchsichtigen Acryltafeln angebracht, einzeln zu betrachten. Sie schweben gleichsam vor den Wänden des zur Hälfte restaurierten Palazzo Belmonte Riso aus dem Spätbarock, der in Zukunft das Museum für Gegenwartskunst von Palermo beherbergen soll und vielleicht einen Teil dieser „World Portrait Gallery“ aufnehmen wird. Zuvor aber gehen die Bilder auf Welttournee; erste Station ist das New Yorker Guggenheim Museum, wo Kofi Annan die Schau eröffnen wird. Zur Ausstellung ist ein Katalogbuch mit der ganzseitigen Abbildung aller Arbeiten und einer Sammlung sämtlicher Texte – sie reicht vom syrischen Lyriker Adonis über Papst Johannes Paul II. bis zum deutschen Altpäsidenten Richard von Weizsäcker – erschienen.

Das Projekt Weltanschauung ist ein Kind des Goethe-Instituts, stieß aber innerhalb der größten öffentlichen deutschen Kultureinrichtung auch auf Widerstände. Seine Umsetzung wurde schließlich nur durch Hilfe des Mäzens Reinhold Würth möglich. Nach der Pensionierung von Paul Eubel wird das Goethe-Institut Palermo derzeit kommissarisch geleitet. Das Institut, dem es gelang, solche eine Ausstellung auf die Beine zu stellen, steht auf der Liste der Einrichtungen, die die Münchner Zentrale möglichst lautlos schließen möchte. So als gebe es gerade im süditalienischen Raum als Brücke zu den islamischen Ländern keine Aufgaben mehr für eine deutsch-europäische Kulturpolitik. Grottesker könnte der Widerspruch zur These der Ausstellung nicht sein. HENNING KLÜVER

„Weltanschauung“. Palazzo Belmonte Riso, Palermo, bis 3.9. tgl. außer montags 16.30 bis 22 Uhr. Katalogbuch Swiridoff Verlag (Künzelsau), 288 Seiten, 128 Euro

Am Tropf der Musik

Lorraine Hunt Lieberson gestorben

Sie glaubte an das Schicksal und seine Zeichen. Die amerikanische Mezzosopranistin Lorraine Hunt Lieberson lernte zu nächst Geige, widmete sich nebenbei dem Gesang. Doch als ihr 1985 das Instrument stahl, war ihr klar: Dies ist kein Zufall, mir bleibt nur der Gesang.

Tatsächlich hatte sie damit Erfolg, konnte vor zwei Jahren im „New Yorker“ über sich lesen, sie habe die stärkste Stimme seit der Callas. Regisseur Peter Sellars, der als ihr Entdecker gilt, beschrieb sie als „tobenden Waldbrand“. Sie sang sich durch alle Stilepochen, vom Barock bis in die Moderne, in Oper und Konzert, verhalf vielen jüngeren Komponisten zu Uraufführungen. Vor sechs Jahren heiratete sie einen von ihnen, Peter Lieberson, und ging mit einer Auswahl seiner Stücke auf Tournee. Vor vier Jahren, da hat sie vielleicht geahnt, dass ihr Schicksalsstern sank, sang sie in Los Angeles Rilke-Lieder, und in New York steigerte sich ihre Verzweiflung zur erschütternden Grotteske: Sie sang Bachs Kantate „Ich habe genug“, im Kostüm einer todkranken Patientin, einschließlich Infusionsschlauch. Am Montag erlag Lorraine Hunt Lieberson im Alter von 52 Jahren ihrem Krebsleiden. mau

SZdigital: Alle Rechte vorbehalten - Süddeutsche Zeitung GmbH, München
Jegliche Veröffentlichung exklusiv über www.diz-muenchen.de

In deutschen Städten regiert der Leerstand: „Zwischennutzung“ ist das Modell der Zukunft – auch für die Kultur

Der Lindenauer Markt in Leipzigs Westen ist ein heller, freundlicher Platz. Hier gibt es noch das, was oft als „guter Branchenmix“ bezeichnet wird: Einen Optiker und ein Reisebüro, eine Bankfiliale und einen Versicherungsvertreter, eine Bäckerei und einen Döner-Laden, sogar ein Kinder- und Jugendtheater ist in eines der Häuser eingezogen. Am Nachmittag rattert die Straßenbahn fast im Minutentakt vorüber, doch folgt man dem Lauf der Schienen nur ein paar hundert Meter, dann wird aus dem Mix schnell eine Monokultur, und die heißt Leerstand. „Große Kois eingetroffen“, steht in geschwungenen weißen Lettern an der Schaufensterscheibe im Erdgeschoss eines Hauses in der Demmeringstraße, doch das Koi- und Goldfischcenter gibt es schon lange nicht mehr. Dunkel gähnt die Leere in den Räumen hinter den Fenstern.

750 000 Quadratmeter Bürofläche stehen in Leipzig leer – fast jeder vierte Büroquadratmeter in der Messestadt bleibt unvermietet. Doch der Leerstand regiert längst nicht mehr nur im Osten. Selbst in westdeutschen Wachstumsregionen gibt es riesige Bürobrachen. Die Zahlen lesen sich für die Vermieter wie ein Realität gewordenes Horrorszenerario. Frankfurt am Main: 2 100 000 unvermietete Quadratmeter. München: 1 850 000. Berlin: 1 730 000. Auf mehr als zehn Millionen Quadratmeter summiert sich die Angebotsreserve allein in den 14 deutschen Großstädten. Die durchschnittliche Leerstandsquote liegt bei mehr als zehn Prozent. Selbst wenn man die Zahlen um Faktoren wie die notwendige Fluktuationsreserve bereinigt, bleibt der Überhang erschreckend.

Auf dem Wohnungsmarkt mancher Stadt sieht die Situation kaum besser aus. Zwar liegt die Quote mit 3,9 Prozent eher niedrig, doch beinhaltet der Index ohnehin nur marktaktive Mehrfamilienhäuser. Addiert man alle leerstehenden Wohnungen zusammen, ergeben sich oft ganz andere Zahlen: 50 000 Wohnungen (rund 16 Prozent) stehen in Leipzig leer, in Berlin sind es mehr als 150 000.

Balast der Republik

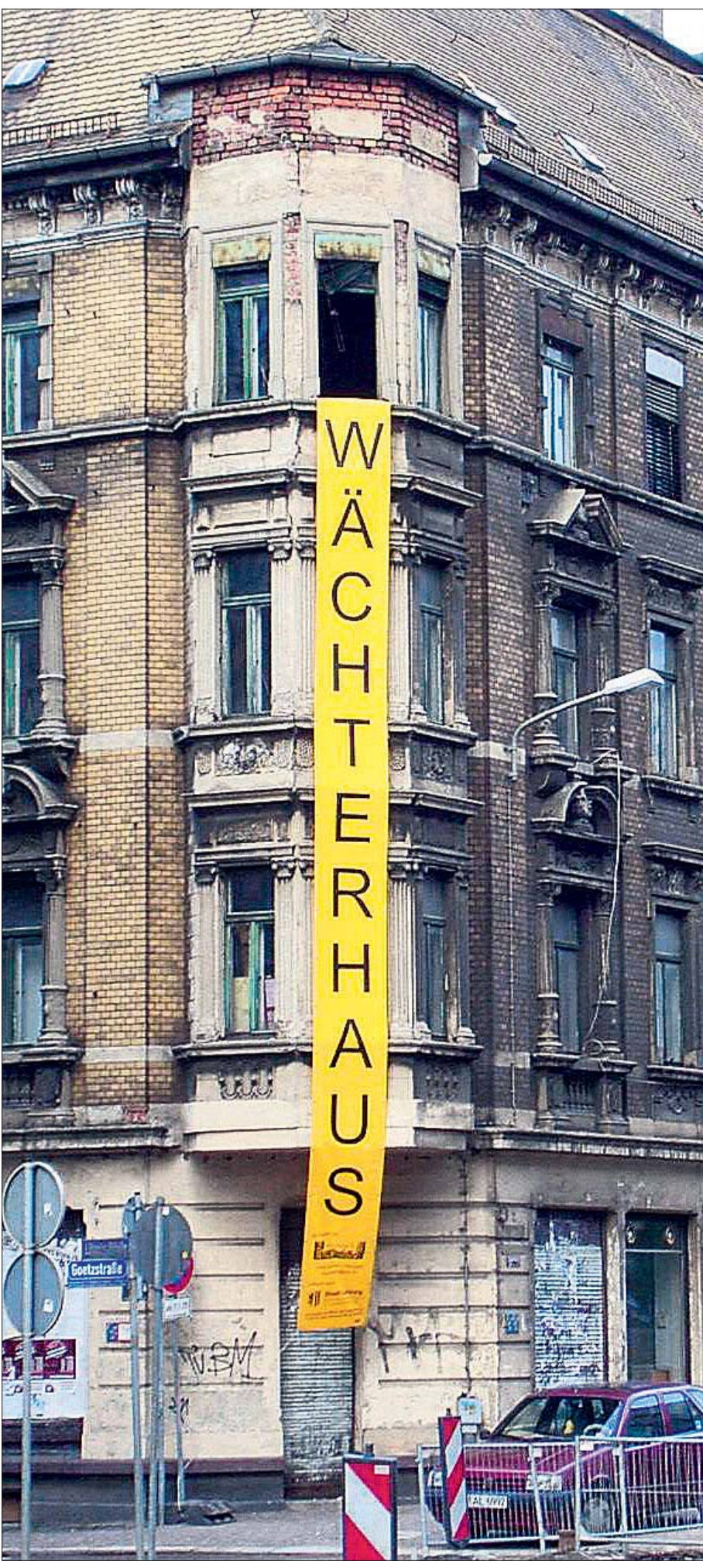
Wenn der Überschuss an Fläche nicht nur zu niedrigen Mieten, sondern auch zu massivem Leerstand führt, versagen die traditionellen Konzepte der Stadtplaner. Statt langfristiger und starrer Entwicklungsmodelle kommt es immer häufiger zur kurzfristigen und flexiblen Lösung der Zwischennutzung. Dabei war es der Palast der Republik in Berlin, der – nach einer hitzigen Debatte schließlich abgerissen – das Konzept der Zwischennutzung ins Bewusstsein der Öffentlichkeit brachte. Schließlich war das umstrittene Gebäude fast zwei Jahre lang immer wieder kurzfristig kulturell bespielt worden, und Kunstaktionen wie „Der Berg“ oder Ausstellungen wie „Fraktale“ oder „White Cube Berlin“ fanden bundesweite Aufmerksamkeit.

Trendsetter waren die Nutzer des Palastes deshalb noch lange nicht, denn republikweit werden Flächen und Gebäude kurzfristig genutzt. So veranstalten Hamburger Planer und Architekten im August zum vierten Mal die dreiwöchige Hamburger Hafensafari, bei der Teile des Hafens durch Künstler-Installationen zugänglich gemacht werden sollen. In Düsseldorf war es vor zwei Jahren der Gustav-Gründgens-Platz vor dem Schauspielhaus, der quadratemeterweise zwei Wochen lang vermietet wurde, um so die Nutzungsmöglichkeiten des öffentlichen Raumes auszuloten.

Dabei gibt es mittlerweile genug Projekte, die bei der Zwischennutzung nicht auf kurzfristige Denkanstöße, sondern auf Nachhaltigkeit setzen. In Leipzig hat man das Problem ungenutzter Gebäude und Brachflächen früh erkannt und versucht gegenzusteuern. Schon seit sieben Jahren werden dort private Baugrundstücke begrünt und als öffentlicher Raum zwischengenutzt, als Anreiz wird den Eigentümern die Grundsteuer auf ihr Grundstück erlassen. Rund 200 neue Flächen sind so entstanden.

Seit einem Jahr gibt es ein ähnliches Konzept auch für die Gründerzeitbauten der Stadt. Rund 2 000 von ihnen sind noch unsaniert, manche werden einfach

Verschwende die Fläche



Die Banderole als Hoffnungsschimmer: Wer ins Leipziger Wächterhaus zieht, wird zum Hüter auf Zeit. Foto: Fritjof Mothes

abgerissen. Deshalb darf man die gelbe Banderole, die an der Hausfassade des mächtigen Eckgebäudes an der Demmeringstraße 21, direkt gegenüber dem früheren Koi- und Goldfischcenter, aufgespannt ist, auch getrost als Hoffnungsschimmer bezeichnen. Die Banderole trägt die Aufschrift „Wächterhaus“. Das ist durchaus wörtlich zu nehmen.

Wer hier Räume bezieht, wird zum Hüter des Hauses auf Zeit – und sorgt schon durch sein bloßes Dasein dafür, dass das Gebäude nicht verfällt. Einfache handwerkliche Arbeiten erledigen die Nutzer selbst, größere Mängel werden vom Eigentümer behoben. Im Gegenzug können die Hauswächter die Räume für mindestens fünf Jahre fast mietfrei nutzen, in vielen Fällen zahlen sie sogar nur die Betriebskosten. Das Leipziger Modell folgt zwar nicht der Funktionslogik des etablierten Immobilienmarktes, ist aber trotzdem ökonomisch sinnvoll: Denn der Wert eines genutzten Gebäudes ist höher als der eines Hauses, das schon seit Jahren leersteht.

Stadt und Verein arbeiten in Leipzig Hand in Hand. „Wir satteln nur dort drauf, wo die Stadt schon unterstützt“, sagt Tim Träger, Vorstandsmitglied des Vereins HausHalten, der das Projekt initiiert hat. Um den normalen Wohnungsmarkt nicht mit Dumpingpreisen zu unterlaufen, dürfen die Wächterhäuser nicht als Wohnraum genutzt werden. „Wir verfahren nach der unkonventionellen Methode: ‚Verschwende die Fläche‘“, sagt Träger. Ziel ist nicht die Maximierung der Nutzungsdichte, sondern die Sicherung des Gebäudes. Die Nachfrage nach preiswerten Räumen ist riesig, und schon haben sich zahlreiche Vereine und Kreative in den Häusern eingerichtet. Ein Improvisationstheater ist darunter und eine offene Bühne, ebenso ein Ausstellungsraum der Hochschule für Gra-

fik und Buchkunst und ein Verein, der mit Kindern Bücher entwickelt.

Langsam setzt sich auch bei einigen Immobilienbesitzern die Erkenntnis durch, dass Zwischennutzung kein unabweichliches Übel ist, sondern auch die Chance auf etwas Neues in sich trägt. „Wir sind ein echter Wirtschaftsfaktor geworden“, sagt Carmen Reiz. „Und deshalb propagiere ich mehr Selbstbewusstsein.“ Reiz selbst mangelt es daran nicht. Vor zwei Jahren hat sie den Zuschlag bekommen für die Nutzung der Josetti-Höfe, einem riesigen Gebäudekomplex in der Rungestraße 22-24 in Berlin-Mitte. Weil das sanierte Gebäude, das bis 2002 vom Berliner Landesamt für offene Vermögensfragen genutzt wurde, nicht mehr im Ganzen zu vermieten war (die Nutzfläche beträgt rund 13 000 Quadratmeter), vermittelt Reiz die Räume zur Zwischennutzung an Einzelmietern – und lässt sich diesen Service vom Eigentümer der Immobilie, einer Bank, bezahlen.

Die niedrigen Mieten und die günstige Lage haben zahlreiche Interessenten aus der Berliner Kunst- und Kreativszene angelockt und so die Wahrnehmung der Rungestraße nachhaltig verändert. „Heute kommen viele wegen unseres Rufes, nicht wegen der Mieten“, sagt Reiz. Doch auf die Dauer will die Bank keine kurzfristige Zwischennutzung, sondern eine langfristige Perspektive für ihr Gebäude.

Also hat Reiz ein neues Konzept erdacht, das auch die Gewinninteressen des Eigentümers berücksichtigt: Ein Teil des Gebäudes wird kurzfristig und kostengünstig an Zwischennutzer vergeben, ein anderer Teil wird zu marktüblichen Preisen vermietet – wodurch auch die Zwischennutzung finanzierbar ist. „Wir brauchen Leute, die zwar wenig Geld haben, aber das Gebäude zu etwas Besonderem machen“, sagt Reiz.

Lage, Lage, Lage – und Image

Für Immobilien-Besitzer könnte die Zwischennutzung auch deshalb interessant werden, weil sie den Wert der Immobilie durch die Schaffung einer positiven Außenwahrnehmung erhöhen kann. „Traditionell gelten als Faktoren der Immobilien-Entwicklung nur die Lage und die Bausubstanz“, sagt Reiz. „Aber es gibt noch einen dritten Faktor – und das ist das Image.“

Nach jahrelanger Zurückhaltung hat nun endlich auch die Stadt Berlin das Potenzial der Zwischennutzung erkannt. Ein Beschluss des Berliner Senats vom November 2004 sieht vor, bestimmten Gruppen oder Personen „leerstehende, schwer verkäufliche Immobilien für förderungswürdige und gemeinnützige Zwecke“ zu überlassen – eben zur „Zwischennutzung“.

Doch nicht alle Immobilien sind geeignet: „Zwischennutzer sind Raumpioniere, die sich ihre Flächen und Räume sehr stark aussuchen“, sagt der Berliner Landschaftsarchitekt Klaus Overmeyer. So entstehen Projekte, die neue Nutzungen schaffen, indem sie die ursprüngliche Funktionalität eines Geländes an den neuen Zweck anpassen. Jüngstes Beispiel ist die Tent Station, nur fünf Gehminuten vom neuen Berliner Hauptbahnhof entfernt.

Pünktlich zur WM hat die Betreiberin Sarah Obwald das frühere Schwimmbad in einem Zeltplatz umgewandelt: Auf der Liegewiese übernachteten die Camper, und ins Schwimmbekken wurde statt Wasser Sand gefüllt – hier wird heute Beachvolleyball und, natürlich, Fußball gespielt.

Ein Jahr lang darf Obwald das Gelände zum Betriebskostenpreis nutzen. Falls sich das Konzept bewährt und die Stadt das Schwimmbad nicht reaktivieren will, könnte aus der begrenzten Zwischennutzung auch mehr werden. Im Mietvertrag jedenfalls ist eine Option für drei weitere Jahre vorgesehen.

Zukunftsaussicht müssen die Zwischennutzer trotz ihrer unsicheren Lage nicht haben. Denn das Leerstandsproblem ist noch viel zäher und dauerhafter, als von vielen befürchtet, und so ist es nicht unwahrscheinlich, dass sich Initiativen wie in Berlin oder Leipzig auch langfristig etablieren werden. Nur von Zwischennutzung wird dann wohl niemand mehr sprechen. MARTIN REISCHKE

NACHRICHTENDIENST

Welterbe I: Der Dresdner Bischof Joachim Reinelt greift die Unesco an, weil diese wiederum den geplanten Brückenbau im Elbtal kritisiert hat und den 20 Kilometern zwischen Schloss Pillnitz und Schloss Übigau vielleicht sogar den Welterbestatus aberkennen will. Die Unesco, so Reinelt, habe von den Brückenplänen gewusst, bevor sie das Elbtal vor zwei Jahren überhaupt zum Weltkulturerbe erklärt hatte. Sie dürfe den Volksentscheid der Dresdner nicht ignorieren, der den Brückenbau an der Elbe fordert. Das Elbtal, so der Bischof, sei eine Kulturlandschaft, die sich weiterentwickle.

Welterbe II: Der Limes ist nun endlich und tatsächlich Welterbe. In Aalen nahmen Regierungsmitglieder aus Baden-Württemberg, Hessen, Bayern und Rheinlandpalz die „Ernennungsurkunden“ der Unesco entgegen. Die Aufnahme des Limes in die Liste der Welterbestätten war vor einem Jahr beschlossen worden.

Welterbe III: Der bayerische Kunstminister Thomas Goppel will den Welterbe-Titel nicht nur als ein werbewirksames Siegel für die Tourismusbranche verstanden sehen. Bei allen Nutzungsanforderungen der Wirtschaft und der Bevölkerung vor Ort müsse der Erhalt des Denkmals für die kommenden Generationen im Blickfeld bleiben, sagte er. Die Welterbestätten müssten den Menschen die Bedeutung des Prädikats vermitteln. „Sich allein an der Faszination Welterbe festzuhalten, reicht für die Zukunft nicht aus“, meinte Goppel. Er nannte Regensburg „einen würdigen Kandidaten“ für die Unesco-Welterbeliste.

Der ehemalige rumänische Außenminister und Philosoph Andrei Pleșu wird die Laudatio auf den Soziologen und Publizisten Wolf Lepenies halten, der den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels erhält. Pleșu habe in seiner Amtszeit von 1997 bis 1999 wichtige Voraussetzungen für die Beitrittsverhandlungen seines Landes in die EU geschaffen, so der Börsenverein des deutschen Buchhandels.

Die Volksrepublik China wird im Jahr 2009 voraussichtlich das Gastland der Frankfurter Buchmesse. Die Gespräche mit der chinesischen Seite seien schon sehr konkret, auch wenn noch kein Vertrag unterzeichnet sei, sagte Buchmessensprecherin Caroline Vogel am Mittwoch. Mündlich habe man sich verständigt. Zugleich wird Deutschland 2007 Gastland der Buchmesse in Peking.

Der Deutsche Theaterpreis „Faust“ soll kein Theaterpreis sein wie jeder andere. Das jedenfalls wünscht sich Klaus Zehelein, Präsident des Deutschen Bühnenvereins. „Es gibt so viele kleine Theaterpreise, die auch mit Geld verbunden sind. Wir wollten unbedingt einen Theaterpreis machen, der undotiert ist, weil er gewichtig genug ist“, sagte Zehelein. Der Deutsche Theaterpreis wird am 24. November in einer Oscar-ähnlichen Zeremonie zum ersten Mal verliehen. Der „Faust“ sei weder ein Publikums- noch ein Kritikerpreis, sondern eine Auszeichnung der Branche selbst, sagte Klaus Zehelein.

Eutin singt italienisch – und nicht deutsch. Erstmals wird bei den Eutiner Festspielen die Eröffnungspremiere, Giuseppe Verdi, „Il Trovatore“, in der Originalsprache gegeben. Auf dem internationalen Markt gebe es kaum Sänger, die die Partien dieser typisch italienischen Oper „deutsch draufhaben“, sagte Intendant Jörg Fallheier. Es gebe aber eine kurze Einführung vor jedem Akt. SZ

CD des Tages

Schäfers Winterreise

In seltenen und grandiosen Momenten gelingt es alten Meistern, uns unsere Umwelt und Gegenwart besser und heilsichtiger zu erklären, als es jeder noch so schlaue Essay könnte. Dann nämlich, wenn ein Interpret die alten Texte genauer und unerbitlicher liest als seine Kollegen – und sich nicht durch die Bequemlichkeiten der Aufführungspraxis zu Kompromissen verleiten lässt. Solch ein seltenes Wunder, solch ein bestürzend betterender Erklärungsversuch gelingt Sopranistin Christine Schäfer und Pianist Eric Schneider mit ihrer Aufnahme von Franz Schuberts „Winterreise“ (Onyx Classics / Codex).

Wo männliche Sänger gern die Leiden des eigenen Ich an der bösen Welt ausbreiten, da geht das Duo Schäfer / Schneider sehr viel härter, schneidender, objektiver zur Sache. Nicht das Ich steht im Mittelpunkt ihrer Schubert-Lesung, sondern die Welt und ihr grausigen Funktionieren, das einer schonungslosen Analyse unterzogen wird. Scharf angezogene Tempi, ein oft ins scheinbar Harmlose zurückgenommener, leiser Tonfall, die Lust an Tänzen: So im Irdischen verankert beginnt Schäfer viele die Gesänge. Um dann Ausbrüche erschreckender Art zu singen. Oder sie streut Mehl, streut Asche auf ihre Stimmbänder, gestaltet das Verstummen, das Nachfalle. Nie wird die Stimme dick aufgeplustert, immer bleibt der Ton schlank, manchmal nähert er sich fast einem kindlichen Singen.

Die große emotionale Show scheuen beide Musiker. Kein Manierismus kommt ihnen unter, kein Drücken auf die Tränenrüse. Statt dessen werden Akzente markant in die Linien gemeißelt, schmiegelt Schäfer mit lustvoll gerollten „Rrrrs“ an Text und Klängen. Und plötzlich erschauert man als Hörer noch sehr viel mehr als in traditionell musizierten „Winterreisen“. Weil hier immer wieder der menschermalmende Mechanismus der kalten Welt durchscheint, der auch uns sehr bald zur Strecke bringen wird. REINHARD J. BREMBECK

Held eines fernen Jahrhunderts

Die Bamberger Tage der Alten Musik versuchen mit „Il tuttore“ ein Revival des Operngenieß Johann Adolf Hasse

Die Nachwelt hat ihn zwar nicht ganz vergessen, aber obwohl Romain Rolland vor einhundert Jahren das Ignorieren dieses Komponisten als eine der „schlimmsten Ungerechtigkeiten der Geschichte“ anprangerte, blieb es um Hasse merkwürdig still. Immerhin gibt es mittlerweile eine ansehnliche Serie von CD-Einspielungen, doch Live-Produktionen auf deutschen Bühnen machen sich immer noch rar – was angesichts des ungebrochenen Nachfragebooms im barocken Opernrepertoire verwundert. Insofern darf jede Neuinszenierung einer Hasse-Oper, auch an kleineren Bühnen, als Baustein für eine längst überfällige Renaissance angesehen werden.

Einen bemerkenswerten Beitrag dazu lieferten jetzt die Bamberger Tage Alter Musik, die schon in den vergangenen Jahren barocke Operntrouvailles auf die Bühne des ortsanässigen E.T.A.-Hoffmann-Theaters gebracht haben. Sekundiert von einer Ausstellung der Münchner Hasse-Gesellschaft zu Leben und Werk des Komponisten, ging es diesmal mit „Il tuttore“ von 1730 um eines der pfiffigsten Intermezzi der Operngeschichte.



Barockes Textileinerlei, gewitzte Personenregie: Hasses Musikkomödie „Il tuttore“ in Bamberg Foto: Privat

Wie sehr die pathetischen Stoffe der Seria-Opern nach einem Kontrast verlangten, um die langatmigen Tragödienabende für das zeitgenössische Publikum überhaupt göttlicher zu machen, das offenbart sich in diesem Unterschicht-Plot, der, wie üblich, von verschämter Liebe und allerlei menschlichen Defiziten handelt – auf drastische Weise. Hasses Musik, vom Kammerorchester La Gamba unter Gerhard Weinzierls stilischer Leitung im Sinne eines effektvollen Chiaroscuro dargeboten, kommentiert das Geschehen einerseits mit den teilweise ausgefallenen Stilmitteln des komödiantischen Tons, gönnt aber der Protagonistin Lucilla gleichwohl ausreichendes Belcanto – Barbara Kind ist stimmlich und darstellerisch eine Entdeckung! Über das textile Barockeinerlei der Ausstattung lässt die gewitzte Personenregie Thimor Glowatzky hinwegsehen. Deren bester Einfall ist die Sache mit Mosca, der eigentlich stumm ist. In Bamberg erklärt er (= Gerald Leib) wort-, gesten- und grimassenreich, warum es geht. Gewürzt natürlich mit allerlei zeitgemäßen Anspielungen. MARTIN KÖHL